

Universität Hamburg
Institut für Ethnologie
Seminar Qualitative Methoden
WiSe 2013/14
03.03.2014

ABSCHLUSSBERICHT

NÄHE UND DISTANZ IN DER HOSPIZARBEIT

Eine qualitative Untersuchung zum Ehrenamt im ambulanten Hospizdienst

Laura Párraga González

Inhalt

1. Einleitung	2
2. Methode und Reflexion	2
3. Das ethnographische Setting	3
a. Die Ausbildung der Ehrenamtlichen	3
b. Koordination und Betreuung der Ehrenamtlichen	4
c. Die Begleitung	4
4. Auswertung und Ergebnisse	5
a. Nähe schaffen: „Da sein“ und „Halt geben“	5
b. Distanz wahren und schaffen	7
c. „Nähe durch Distanz“: Der Ehrenamtliche als Vermittler	8
5. Fazit	9

1. Einleitung

Nähe und Distanz sind in der ehrenamtlichen Hospizarbeit komplementäre Konzepte. Die Konfrontation mit einer Situation des Sterbens und dem Tod erfordert ein spezielles Verständnis von „Nähe“ und „Distanz“, wobei die beiden Aspekte nicht im Gegensatz stehen, sondern sich gegenseitig bedingen und ausgleichen.

In diesem Bericht werde ich mich mit genau dieser These auseinandersetzen. In einem ersten Teil stelle ich dar, mit welchen Methoden ich Daten gesammelt habe und wie diese im Anschluss ausgewertet werden sollen. Außerdem werde ich den Ablauf der Forschung skizzieren und in diesem Zusammenhang meine eigene Rolle und meinen Einfluss auf den Forschungsprozess kritisch reflektieren. Im zweiten Teil des Berichts werde ich das ethnographische Setting beschreiben und typische Abläufe der ehrenamtlichen Hospizarbeit erläutern. Anschließend werde ich die Forschungsergebnisse vorstellen und diese im Hinblick auf meine These auswerten. Nach einer Zusammenfassung der Ergebnisse sollen diese in einen weiter gefassten Kontext eingebettet werden.

2. Methode und Reflexion

Die vorliegende Arbeit entstand im Rahmen des Seminars „Qualitative Daten und Methoden“ und untersucht das Ehrenamt des Hospizlers im ambulanten Dienst. Die vorliegenden Ergebnisse stützen sich auf Daten aus fünf Interviews, die in einem Zeitraum von drei Monaten mit einer Informantin aus einem Hamburger Hospiz geführt wurden.

Nachdem ich Hospizler als mögliche Mikrokultur ausgewählt hatte, entschloss ich mich zunächst Kontakt mit der Hamburger Koordinierungsstelle für Hospiz & Palliativarbeit aufzunehmen um mehr über die allgemeine Hospizarbeit in Hamburg und mögliche Anlaufstellen zu erfahren. Daraus ergab sich meine Entscheidung einen Ehrenamtlichen in der *ambulanten* Hospizarbeit zu interviewen. Gleich das erste Hospiz, mit dem ich Kontakt aufnahm, sagte zu und fragte unter seinen Ehrenamtlichen nach freiwilligen Interviewpartnern. Das erste Interview mit meiner Informantin erfolgte ohne Vorbereitung meinerseits und begann mit offenen Fragen. Die Analogie des Lehrlings, der neu in das Hospiz kommt und dem wichtige Erstinformationen gegeben werden sollen, diente mir als Hilfestellung, um typische Abläufe und Tätigkeiten des Ehrenamtlichen abzufragen. Mit der anfänglich offenen Herangehensweise ohne weiteres Nachfragen war es möglich, dass die Informantin selbst die Schwerpunkte im Interview legte. Aus ihren Schwerpunkten heraus stellte ich im Laufe der Interviews spezifische Frage zu den Themen Nähe und Distanz und den Umgang mit den Personen in den Begleitungen. Trotzdem merkte ich bereits im zweiten Interview, dass ich mich sehr bewusst auf ein bestimmtes Thema konzentrierte, weil es mir interessant und aufschlussreich für die Arbeit erschien, obwohl meine Informantin das Gespräch immer wieder auf andere Themen lenkte.

Außerdem gelang es mir als Interviewerin oft nicht, in einer neutralen Position zu bleiben. Ich stimmte den Aussagen meiner Informantin sehr ausdrucksstark zu und fragte manchmal nicht weiter nach, wenn mir etwas offensichtlich erschien.

Generell war es schwierig das Thema „Begleitung“ und die Abläufe in den Begleitungen zu strukturieren und allgemeine Muster zu erkennen, weil vieles individuell in den Situationen der Begleitungen und mit den Menschen vor Ort abgestimmt wird. Die von mir erarbeitete Taxonomie half

mir zwar ein Stück weit das Wissen zu organisieren, im Gespräch mit meiner Informantin über die Taxonomien kamen aber viele Einwände bezüglich der Richtigkeit der Kategorien auf. Die hier aufgestellten Kategorien in den Taxonomien sind also nie als starr zu verstehen, sondern sind immer prozesshaft und können sich überschneiden.

3. Das ethnographische Setting

Die typische Abläufe der ehrenamtlichen Tätigkeit lassen sich in drei Blöcke einteilen: Am Anfang steht ein halbjähriger Kurs, der interessierte Personen zu einem Ehrenamt im ambulanten Hospizdienst befähigt. Nach der Ausbildungsphase kann die Phase der *Sterbebegleitung* beginnen, also die Einsätze der Ehrenamtlichen in den Wohnungen von Menschen, die direkt mit dem Tod konfrontiert sind. Während der gesamten Tätigkeit als Ehrenamtlicher erfolgt gleichzeitig eine umfassende Betreuung durch die Hospizkoordination.

a. Die Ausbildung der Ehrenamtlichen

Eine abgeschlossene Ausbildung zum Ehrenamtlichen Hospizler ist eine wichtige Voraussetzung für die Aufnahme der ehrenamtlichen Tätigkeit. Wie im Laufe der Interviews immer deutlicher wurde, kann die Ausbildung, die mit Abschluss des sogenannten *Befähigungskurses* endet, als eine Art Wissenspool bezeichnet werden, in dem das Wissen über angemessenes Verhalten und Strategien in der Begleitung vereint ist, das alle Ehrenamtlichen miteinander teilen.

Wie meine Informantin mir berichtete, nimmt eine interessierte Person normalerweise durch eigene Initiative Kontakt zum Hospiz auf oder erfährt durch einen *Infoabend* über die Möglichkeit eines Ehrenamts. Die Koordinatorinnen teilen dann den Interessierten einen Termin für den nächsten *Befähigungskurs* mit. Der verpflichtende Befähigungskurs dauert ein halbes Jahr und findet in Gruppen von 10 bis 12 Teilnehmern an Wochenenden und Abenden unter der Woche statt. In dem Kurs geht es darum den Teilnehmern zu vermitteln, worauf sie sich mit ihrer Tätigkeit einlassen und darum, sich selbst *kennenzulernen* und seine Erwartungen und seine Motivation zu hinterfragen. In dem Kurs wechseln sich Gesprächseinheiten und Übungseinheiten ab. Letztere Einheit dient unter anderem dazu den Zusammenhalt der Gruppe zu stärken. In den Übungseinheiten sollen die Teilnehmer beispielsweise in kleinen Rollenspielen lernen, achtsam mit dem Gegenüber umzugehen. Meine Informantin betont, dass sich der Kurs vor allem durch seine intime Atmosphäre auszeichnet, denn jeder Einzelne schildert ausführlich seine persönlichen Erfahrungen mit dem Thema Tod.

Gegen Ende des halbjährigen Befähigungskurses absolvieren die Teilnehmer parallel zu dem Kurs ein 10-stündiges Praktikum in einer ihnen zugewiesenen Institution, wo sie schwerkranken Menschen begegnen.

Wenn der Befähigungskurs abgeschlossen ist, erhält der Ehrenamtliche einen *Befähigungsschein* und unterschreibt einen Vertrag. Nachdem der Vertrag abgeschlossen ist, muss erst einmal gewartet werden bis eine der Koordinatorinnen den Ehrenamtlichen für eine *Begleitung* anfordert.

b. Koordination und Betreuung der Ehrenamtlichen

Alle Ehrenamtlichen nehmen an einem monatlichen Zusammentreffen teil, das sogenannte *Supervisionstreffen* (kurz: *Supervision*), in der über laufende oder abgeschlossene Sterbegleitungen reflektiert und diskutiert wird. Die Gruppe besteht aus etwa 15 Teilnehmern und das Treffen dauert um die zwei Stunden, in denen die Ehrenamtlichen Erfahrungen und Probleme aus Begleitungen austauschen. Ein Teil der Supervision besteht aus der *Verabschiedung*, wo *Kraftkerzen* aufgestellt werden und sich die Ehrenamtlichen mit einigen Worten von Verstorbenen und von abgeschlossenen Begleitungen verabschieden und abschließend darüber reflektieren, was ihnen die Begleitung gebracht hat (Abbildung 1).

Die Ehrenamtlichen begleiten sterbende Menschen oder Angehörige sterbender Menschen. Wenn ein Ehrenamtlicher eine Begleitung erhält, ist schon sehr viel auf der Ebene der Hospizkoordination geschehen. Meist ruft eine der betroffenen Personen oder die Pflegedienste im ambulanten Hospiz an und fragen eine Begleitung an. Die Koordinatorinnen des ambulanten Diensts führen persönliche *Erstgespräche* mit den Betroffenen und klären unter anderem die Frage, ob eine ambulante Betreuung die richtige Begleitungsart ist und welche Person begleitet werden soll. Die Koordinatorinnen entscheiden anhand der Informationen aus dem Erstgespräch, welcher Ehrenamtliche für die Begleitung am geeignetsten ist. Wenn der Ehrenamtliche ausgewählt ist, erhält dieser einen Anruf. Sagt der Ehrenamtliche zu und übernimmt die Begleitung, erhält dieser einen *Aufnahmebogen* per Email zugesendet. In diesem Dokument sind alle Details der Begleitung eingetragen, die sich aus dem Erstgespräch ergeben: Kontaktdaten und persönliche Daten des Erkrankten und ihrer Angehörigen, für die Begleitung relevante Diagnosen, Pflege und Betreuung durch andere Stellen, Bedarf und besondere Wünsche des zu Begleitenden, Wohnsituation, beruflicher Hintergrund, in einigen Fällen biographische Besonderheiten oder kulturelle und religiöse Prägung, das körperliche und seelische Befinden und Angaben zur familiären Situation sowie gegebenenfalls Hinweise auf sonstige Probleme.

Die Koordinatorinnen sind ständige Ansprechpartner für die Ehrenamtlichen und beobachten laufende Begleitungen sehr genau. Hierfür dokumentieren die Ehrenamtlichen jeden Besuch in einer Begleitung in einem vorgefertigten Formular. In der Dokumentation, die anschließend von einer Koordinatorin gelesen wird, sollen die Ehrenamtlichen ihr Befinden nach einem Treffen einschätzen und schildern, wie die Zeit gestaltet wurde und wie es ihnen dabei ergangen ist.

c. Die Begleitung

In der ersten Phase der übernommenen Begleitung setzt sich der Ehrenamtliche selbstständig mit dem zu Begleitenden in Verbindung und macht einen ersten Termin aus. Meine Informantin betonte immer wieder, dass bei den Treffen keine generellen Handlungsanweisungen befolgt werden. Lediglich der Aufnahmebogen dient anfangs als wichtige Orientierung, doch vieles, worüber mit den zu Begleitenden gesprochen wird oder was letztendlich in der Begleitung gemacht wird ergibt sich erst in der jeweiligen Situation des Kennenlernens.

Meine Informantin betont außerdem die Wichtigkeit einer offenen Herangehensweise, um sich Zugang zu der zu begleitenden Person zu verschaffen, da sich die einzelnen Begleitungen vor allem durch

ihre Unterschiedlichkeit und Individualität auszeichneten. Im Allgemeinen treffe ein Ehrenamtlicher jedoch wiederkehrende Muster von körperlichen und seelischen Verfassungen in den Begleitungen an. Dazu gehören von meiner Informantin beschriebene Emotionen wie Wut und Trauer, aber auch das Empfinden von Sprachlosigkeit, Hilflosigkeit oder Hoffnung oder Zustände der Verdrängung oder Akzeptanz. Wie bereits im Abschnitt 2 beschrieben sind diese Kategorien niemals als isolierte Einheiten zu verstehen: Viele der zu begleitenden Personen fühlen viele der genannten Emotionen gleichzeitig oder ihre Gefühlslage verändert sich im Laufe der Begleitung.

4. Auswertung und Ergebnisse

Gerade weil die Situation der Begleitung immer wieder eine Neuanpassung der Ehrenamtlichen auf die individuellen Wünsche, Familienverhältnisse und Erkrankungen erfordert, ist die Frage nach dem angemessenen Verhalten das zentrale Diskussionsthema der Supervision. Doch was ist angemessen? In den Gesprächen mit meiner Informantin ging es oft darum dem Betroffenen helfen zu wollen.

„Ich kann einen Sterbenden ja nur soweit helfen, wie er es auch zulässt. Und er lässt mehr zu, je mehr ich ihm die Möglichkeit gebe sich zu öffnen“ (15.01.2014, Intv. Nr. 4)

Um helfen zu können, muss sich ein Ehrenamtlicher also zunächst einmal Zugang zu der zu begleitenden Person schaffen. Durch den Befähigungskurs und durch persönliche Erfahrungen aus vorherige Begleitungen verfügt der Ehrenamtliche über eine Reihe von Strategien, um *Nähe* zu den zu Begleitenden aufzubauen und damit den nötigen Zugang zu der Person zu finden, um helfen zu können. Gleichzeitig ist der Ehrenamtliche in seiner Position als Ehrenamtlicher eines Hospiz einem bestimmten rechtlichen und zeitlichen Rahmen verpflichtet, der eine gewisse *Distanz* zu den Personen in den Begleitungen schafft. Verstärkt wird das „distanziert sein“ dadurch, dass der Ehrenamtliche auch von sich aus eine bestimmte Distanz wahren möchte und auch die Hospizkoordination eine gewisse Distanz zu den zu begleitenden Menschen erwartet.

Es stellt sich an dieser Stelle die Frage, inwiefern Nähe und Distanz, die gleichermaßen wichtig, aber dennoch gegensätzlich erscheinen, Teil der selben Bestrebung sein kann, nämlich, die zu helfen.

Im ersten Teil der Ergebnisse werde ich beschreiben, was Nähe für den Ehrenamtlichen bedeutet und durch welche Strategien der Ehrenamtliche Nähe zu den Betroffenen aufbaut. Im zweiten Teil stelle ich dar, wie die Rahmenbedingungen des Ehrenamts die Distanz zu den Betroffenen wahrt. Im darauffolgenden Teil beschreibe ich, inwiefern „Nähe“ und „Distanz“ ständig in Aushandlung stehen und als zwei komplementäre Konzepte verstanden werden können.

a. Nähe schaffen: „Da sein“ und „Halt geben“

„Und es ist ja so, in jeder Begleitung entsteht eine Bindung, egal ob sie einmal stattgefunden hat, selbst wenn sie gar nicht stattgefunden hat, auch das hatte ich schon. Da war ich richtig empört muss ich sagen (lacht). Also da musste ich für mich auch nochmal wieder einen kleinen Abschied finden, weil ich war angefragt, hatte alles gelesen, hab mich auf den Mann, auf die Familie

eingestellt und hab dann einen Tag später angerufen, um einen Termin zu vereinbaren und dann war er verstorben. Ich war empört, ich wollte dahin, ich wollte helfen. Ja, das musste ich für mich auch wieder klären.“ (10.12.2013, Intv. Nr. 2)

Ein widerkehrendes Thema in den Interviews ist das Bedürfnis zu helfen, das die Ehrenamtlichen zu ihrem Ehrenamt motiviert. Wie durch obiges Zitat aber auch durch andere Aussagen in den Interviews deutlich wird, prallt dieses große Bedürfnis aktiv zu helfen mit einer Realität aus vielschichtigen Bedürfnissen, Wünschen, Sorgen und Nöten der zu begleitenden Personen aufeinander. Diese Grunderfahrung des Ehrenamtlichen zwingt ihn eine neutrale Erwartungshaltung einzunehmen.

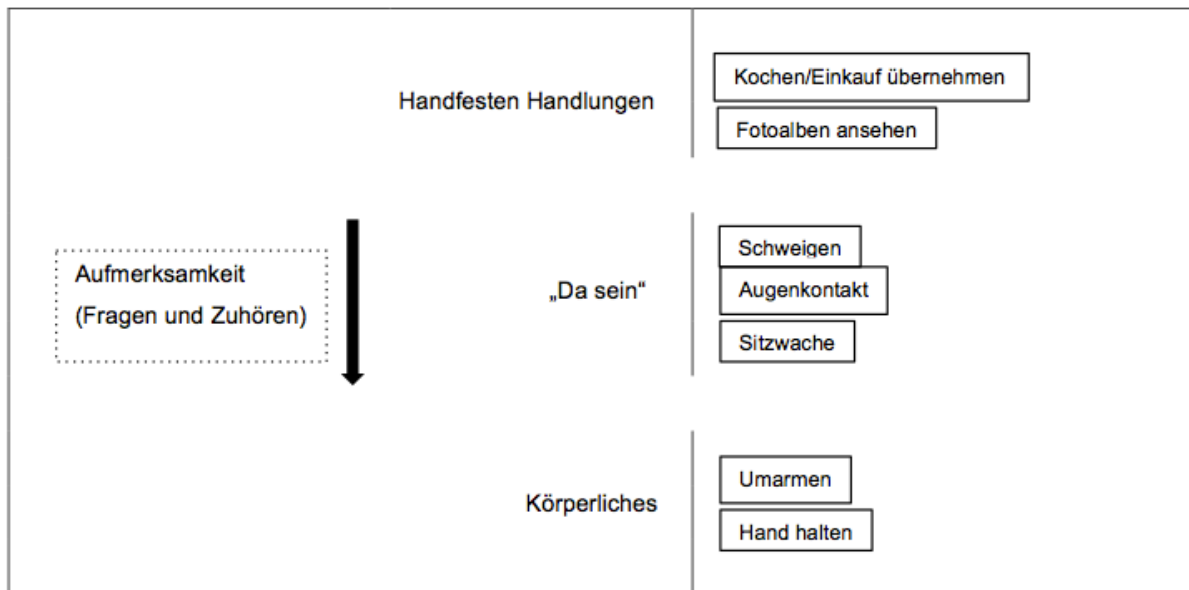
Interviewerin: Wie ist der ideale Ehrenamtliche?

Ehrenamtliche: Ohne Erwartungen. Weil wir wissen ja auch manchmal, was der von Beruf ist oder so, man hat ja auch immer sehr schnell eine bestimmte Vorstellung von dem Menschen und das ist auch ganz wichtig, dass man völlig unvoreingenommen ist.

(15.01.2014, Intv. Nr. 4)

Wie meine Informantin hier beschreibt ist die Unvoreingenommenheit und die Bereitschaft sich auf eine neue Situation einzulassen eine wichtige Grundeinstellung des Ehrenamtlichen. Entscheidend für die Begleitung ist es mit Gesprächen oder Tätigkeiten genau dort anzusetzen, wo ein Zugang zu dem Betroffenen gefunden und Nähe aufgebaut werden kann.

Der Ehrenamtliche verfügt über unterschiedliche Strategien, um Nähe aufzubauen. Zunächst einmal kann er sich das Umfeld, in dem er tätig ist, zu nutzen machen. Meist gibt das häusliche Umfeld, in dem die Besuche stattfinden, sehr viel her, um Themen oder Interessen anzusprechen. Der Ehrenamtliche versucht soviel wie möglich über die zu begleitende Person und sein Umfeld zu erfahren. Meine Informantin betonte in den Interviews immer wieder, wie wichtig ständige Aufmerksamkeit in diesem Zusammenhang ist, denn durch das Stellen von Fragen und das genaue Zuhören entscheidet der Ehrenamtliche, was er tut. In der Fülle von Möglichkeiten, wie sich die Zeit der Begleitung gestalten lassen kann, unterscheidet meine Informantin zwischen „Aufmerksamkeit“, „Handfesten“ Handlungen, „Da sein“ und „Körperlichem“. Taxonomie 1 stellt eine Auswahl möglicher Handlungen in jeder Kategorie dar.



Taxonomie 1

Zu beachten ist auch hier, dass die Kategorien sich überschneiden und dass vor allem die Aufmerksamkeit, die ein *ständiger* Prozess ist, in jeder Phase der Begleitung eine entscheidende Rolle spielt.

Wenn sich eine passende Situation ergibt, schlägt meine Informantin beispielsweise vor, sich gemeinsam alte Fotoalben anzuschauen. In vielen Situationen versucht der Ehrenamtliche auch körperliche Nähe aufzubauen. Die Intensivität der körperlichen Nähe wird immer wieder durch Aufmerksamkeit, also durch Fragen und Zuhören, ermittelt und reicht von dem Platzieren der Hand auf dem Bett der zu begleitenden Person bis hin zur Umarmung.

Abgesehen von expliziten Strategien, um Nähe zu den zu begleitenden Personen zu schaffen, sind allein die Rahmenbedingungen vieler Begleitungen schon von einer gewissen Intimität geprägt: Oft laufen die Begleitungen über einen Zeitraum von mehreren Monaten und die Begleitungen finden in der Wohnung der Betroffenen statt. Damit lernt der Ehrenamtliche viele Angehörige und das private Umfeld der zu begleitenden Person kennen. Unter diesen Rahmenbedingungen kann das Maß der gewünschten Nähe bei sehr langen Begleitungen (6 bis 12 Monate) an Grenzen stoßen. An dieser Stelle gewinnt das Wahren und Schaffen von Distanz an Bedeutung.

b. Distanz wahren und schaffen

Genauso wie Nähe durch bestimmte Rahmenbedingungen des Ehrenamts und der Begleitung begünstigt und gefördert werden, gibt es auch Aspekte und Bedingungen des Ehrenamts, die eine gewisse Distanz zwischen den zu begleitenden Personen und dem Ehrenamtlichen wahrt und schafft. Hierzu gehören zunächst rechtliche Grenzen des Ehrenamts, wie sie durch den unterschriebenen Vertrag festgesetzt werden. Der Vertrag verbietet beispielsweise Ausflüge mit dem Auto oder das Führen von Beratungsgesprächen. Darüber hinaus kann und will der Ehrenamtliche, wie die meisten Ehrenamtlichen aus anderen Bereichen auch, nur einen begrenzten Teil seiner verfügbaren Zeit für das Ehrenamt aufwenden. Außerdem sollen die zu begleitenden Personen grundsätzlich gesiezt und mit

dem Nachnamen angesprochen werden und auch die zu begleitenden Personen sind angehalten die Ehrenamtlichen zu siezen.

Eine wichtige Rolle beim Wahren der Distanz spielen die Koordinatorinnen. Diese achten in den Zwischenberichten der Ehrenamtlichen auf Hinweise nach denen anzunehmen ist, dass die Tätigkeit für den Ehrenamtlichen zu belastend wird. Das Wahren einer gewissen Distanz gehört damit zu einem wichtigen Element der Begleitung. So kann eine Begleitung durchaus zum Ende kommen, wenn dem Ehrenamtlichen die Begleitung „zu nahe“ geht. Es liegt dabei nicht nur im Interesse der Koordinatorinnen, dass Ehrenamtliche ihre Distanz in den Begleitungen wahren, sondern auch im Interesse der Ehrenamtlichen selbst. In den Schilderungen meiner Informantin wird dies besonders deutlich, denn sie stellt fest, dass sie im Prozess des Kennenlernens in einer Begleitung zwar soviel wie möglich über den zu Begleitenden erfahren möchte, gleichzeitig aber so wenig wie möglich über ihr eigenes privates Leben preisgeben will.

Des weiteren scheint eine Beziehung, die über die eigentliche Begleitung hinaus geht – etwa weitere Treffen mit Angehörigen, nachdem der Erkrankte verstorben ist – unerwünscht. Ziel der Ehrenamtlichen ist es sich und sein privates Umfeld vor der emotionalen Belastung, die das Sterben begleitet, zu schützen.

Um Distanz zu schaffen, entwickeln die Ehrenamtlichen schon während des Befähigungskurses Strategien und persönliche Rituale. Meine Informantin beschreibt, dass sie sich gedanklich einen Anzug anzieht und vor einer Begleitung den Reißverschluss zuzieht, um ihn nach der Begleitung wieder zu öffnen und den Anzug ausziehen. Ein weiteres Ritual ist die *Verabschiedung*, die ich bereits im Abschnitt 3b beschrieben habe: Die Ehrenamtlichen sollen Abschied von den Verstorbenen nehmen und so die Begleitung hinter sich lassen und sich darauf konzentrieren, was sie gelernt haben und was ihnen selbst die Begleitung gebracht hat.

c. „Nähe durch Distanz“: Der Ehrenamtliche als Vermittler

Im ersten Teil der Analyse stellte ich fest, dass Nähe ein wichtiger Aspekt der ehrenamtlichen Hospizarbeit ist, denn durch den persönlichen Bezug des zu Begleitenden zum Ehrenamtlichen kann dieser sich „öffnen“, um Hilfe zu zulassen. Nähe in einer Begleitung bedeutet also einen Zugang zum Betroffenen zu finden. Im zweiten Teil der Analyse ergibt sich eine zunächst gegensätzlich wirkende Bestrebung des Ehrenamtlichen. Genauso wie das Schaffen von Nähe scheint auch das Schaffen von Distanz ein bedeutender Bestandteil der Begleitung zu sein. Wie können diese beiden unterschiedlichen Konzepte Teil der gleichen Bestrebung sein, nämlich, die zu helfen?

„Ich bin nicht die Freundin, Ehefrau, sondern eine fremde Person, die erstmal nur da ist in der Not, die er jetzt hat, nur durch diese Distanz kann er sich öffnen, weil er kann mir Dinge sagen, die er einem Freund nicht sagen würde.“

(15.01.2014, Intv. Nr. 4)

Meine Informantin betont immer wieder, dass sie sich in ihrer distanzierten Position Vorteile im Zugang zu der zu begleitenden Person schaffen kann. Da der Ehrenamtliche nicht in die familiäre und

private Situation verstrickt ist, kann dieser beispielsweise auch zwischen Angehörigen vermitteln und ihnen helfen einen Weg zu finden, um mit der Sterbesituation umzugehen. Häufig gelingt es den Ehrenamtlichen den Mittelpunkt zwischen Nähe und Distanz zu erreichen, indem sie ihre Aussagen auf eine ganz bestimmte Weise *formulieren*. Viele der Problembeispiele, die mir meine Informantin aus den Supervisionen schilderte, wurden durch das Finden angemessener Formulierungen gelöst. Eine wichtige Unterscheidung in diesem Zusammenhang ist der von meiner Informantin beschriebene Unterschied zwischen *Mitfühlen* und *Mitleiden*:

„Wir dürfen alles mitfühlen aber nicht mitleiden, das Leid nehme ich dann mit nach Hause, aber ich kann sagen „Ich fühle mit Ihnen“ oder „Ich fühle Sie sind traurig““

(15.01.2014, Intv. Nr. 4)

Die Formulierungen helfen den Ehrenamtlichen auch Distanz wieder zu gewinnen, wenn zu viel Nähe entstanden ist. Es ist also eine allgemeine Bestrebung der Ehrenamtlichen ein Gleichgewicht zwischen Nähe und Distanz und *Hilfestellung* und *Rückzug* mit den zu begleitenden Personen auszuhandeln. Das Aushandeln wirft in jeder Begleitung neue Fragen auf und findet in jeder Begleitung wie ein Lernprozess aufs Neue statt.

„Wir wollen ja helfen, wir wollen so gerne was tun, und häufig geht gar nix zu tun, sondern einfach nur zu sitzen, da sein, wenn geredet wird, hören und immer nur die Hand reichen, da ist halt weniger ist mehr, und das ist auch, damit kommt man auch nicht immer so zurecht, so die Mitte zu finden“

(10.12.2013, Intv. Nr. 2)

Weder ausschließliche Nähe noch ausschließliche Distanz sind in der ehrenamtlichen Hospizarbeit angemessen, denn die beiden Aspekte führen nur im Einklang dazu, dass den Betroffenen geholfen werden kann. Nähe und Distanz bedingen sich, weil gerade die Rolle als Fremder den Ehrenamtlichen in eine besondere Position des Helfens bringen. Nähe und Distanz wechseln sich auch ab, denn durch ständige Aufmerksamkeit in der Begleitung ermittelt der Ehrenamtliche wie viel Nähe gebraucht wird und wieviel Nähe er selbst vertragen kann.

5. Fazit

Sowohl bei Distanz wie auch bei Nähe habe ich unterschieden zwischen Rahmenbedingungen der Begleitung und der ehrenamtlichen Tätigkeit, die von vornerein Nähe oder Distanz begünstigen und Strategien, Nähe oder Distanz aktiv zu schaffen oder wiederherzustellen.

Es wird deutlich, dass die Aushandlung von Nähe und Distanz ein wichtiger Prozess innerhalb der Begleitung ist. In den Supervisionstreffen stehen Probleme und Konflikte, die in den Begleitungen durch das Fehlen von Nähe oder Distanz entstehen, häufig im Mittelpunkt der Diskussion. Es scheint, dass Nähe und Distanz in einem komplexen Zusammenhang stehen und eine Balance zwischen beiden Aspekten angestrebt wird: Genug Nähe schaffen, um den Betroffenen zu helfen und genügend

Distanz wahren, um sich selbst zu schützen. Wo der richtige Mittelpunkt zwischen Nähe und Distanz liegt, hängt immer mit der jeweiligen Situation der Begleitung zusammen und beides steht in ständiger Aushandlung mit den Personen in den Begleitungen.

Ein interessanter Aspekt, der auch in den Interviews viel Erwähnung fand ist das Thema der Nähe und Distanz unter den Ehrenamtlichen selbst, denn auch innerhalb der Gruppe findet sich diese Konstellation wieder:

„Jetzt für mich über diese drei Jahre habe ich dort Menschen, die ich sehr, sehr nett finde [...]..ja, bereichernd sind für mein Leben, die ich trotzdem in meinem Alltag kaum oder mit denen ich kaum Kontakt habe. Ich weiß auch gar nicht, ob andere Kontakt haben, weil es ist so ein bisschen wie eine Insel. Vielleicht liegt es auch am Thema, weil das Thema Tod, Sterben in meinem privaten Umfeld teilweise gar kein Thema ist, also es wird sehr verdrängt“
(18.11.2013, Intv. Nr. 1)

Die außerordentlich intime Atmosphäre aus der Begleitung gleicht in gewisser Weise der Situation während des Befähigungskurses und während der Supervisionstreffen, denn jeder einzelne Ehrenamtliche gibt sehr viel von sich selbst preis. Dennoch scheint für viele Ehrenamtliche der Rückzug aus der Gruppe, also das Wiedergewinnen von Distanz, nach Beendigung der Gruppentreffen essenziell und angemessen. In diesem Kontext wäre es für weitere Untersuchungen interessant zu analysieren, warum sich dieser Zusammenhang zwischen Nähe und Distanz durch alle Bereiche der ehrenamtlichen Hospizarbeit zu ziehen scheint. Wie auch meine Informantin im obigen Zitat andeutet, dürfte die Beschäftigung mit dem Thema Tod und seine Bedeutung im Leben der Ehrenamtlichen einen wichtigen Hinweis zur Klärung dieses Phänomens geben.